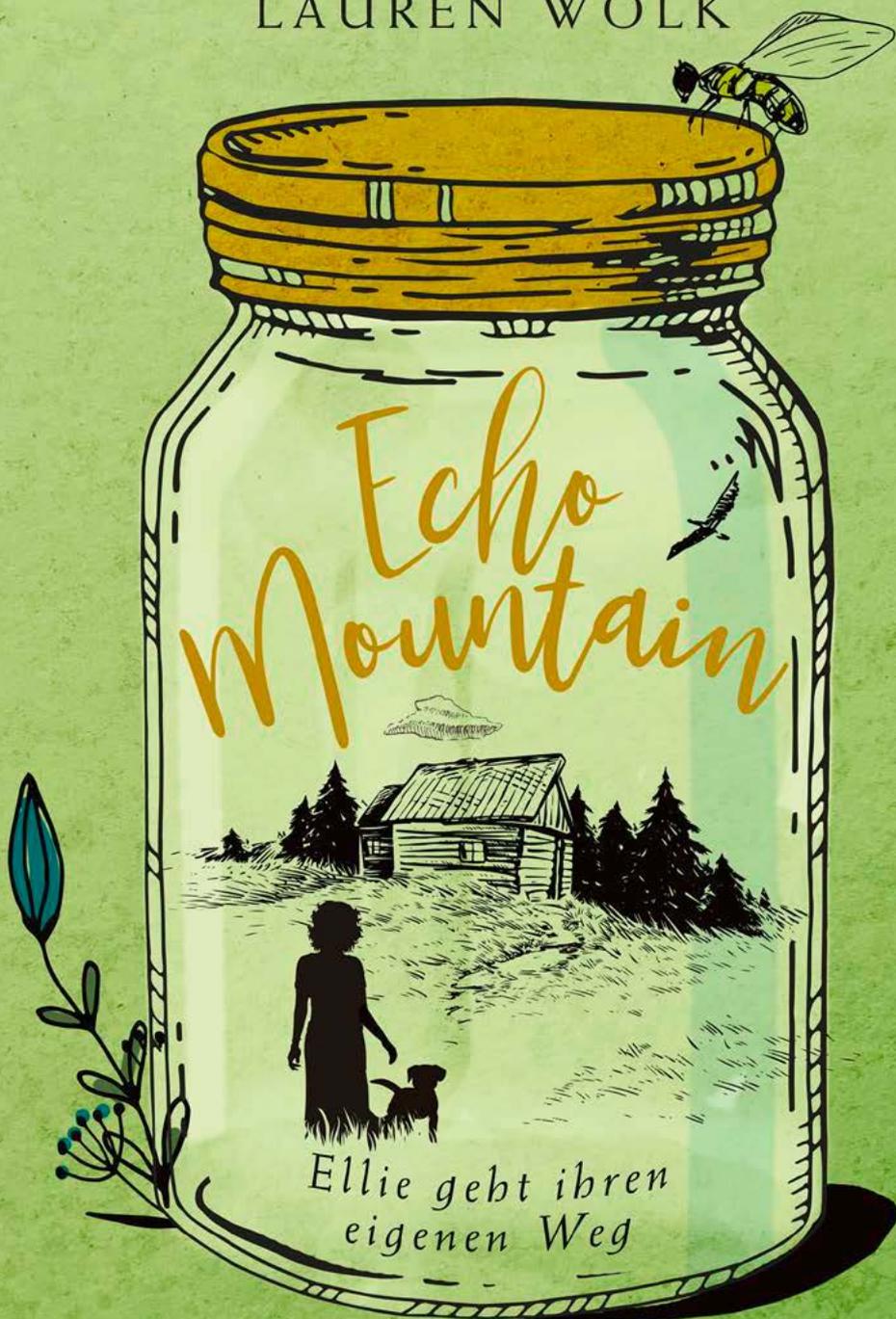


LAUREN WOLK



Ellie geht ihren  
eigenen Weg

Hanser

# Leseprobe

## Das Buch

Ellie liebt das Leben am Echo Mountain. Zwischen Balsamtannen, Wildbienen und Bergbächen finden sie und ihre Familie ein Zuhause, müssen dafür aber auch hart arbeiten. Als ein schrecklicher Unfall geschieht und der Vater ins Koma fällt, begibt sich Ellie auf die Suche nach einer Heilmethode. Eine Suche, die die Geschichten des Berges und seiner Bewohner zum Vorschein bringt und die sie bis zur alten Cate führt. Diese ist bekannt für ihr Heilwissen, benötigt aber selbst dringend Hilfe. Mit Mut und Beharrlichkeit versucht Ellie, die Menschen zu retten, die ihr am meisten bedeuten, und lernt, gegen alle Widerstände auf sich selbst und ihre Intuition zu vertrauen.

## Die Autorin

Lauren Wolk ist Schriftstellerin, Dichterin und bildende Künstlerin. Sie studierte an der Brown University Literatur, arbeitete u. a. als Redakteurin, Feuilletonistin und Lehrerin und ist derzeit stellvertretende Leiterin des Cultural Center of Cape Cod. Dort lebt sie auch mit ihrer Familie. Ihr Jugendbuch-Debüt hatte sie mit *Das Jahr, in dem ich lügen lernte*, für das sie 2018 den Katholischen Kinder- und Jugendliteraturpreis erhielt. Im selben Jahr folgte *Eine Insel zwischen Himmel und Meer* (Reihe Hanser bei dtv). Ihr neues Kinderbuch *Echo Mountain* erscheint 2021.

Lauren Wolk. *Echo Mountain*

Übersetzt aus dem Englischen von Birgitt Kollmann

384 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich

Erscheint am 15. März 2021

[hanser-literaturverlage.de](http://hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

**HANSER**

Maine

1934



Der Erste, dem ich das Leben gerettet habe, war ein Hund.

Meine Mutter hielt ihn für tot, doch zum Sterben war er zu jung, er war ja gerade erst zur Welt gekommen, noch ganz nass und mit glänzendem Fell. Wunderschön, nur atmete er nicht.

»Bring ihn weg«, sagte meine Mutter und ließ ihn behutsam in meine gewölbten Hände gleiten.

Ihre Stimme klang kalt. Vielleicht zitterte sie deswegen ein bisschen.

Doch dafür kannte ich sie zu gut.

Maisie hatte sich schützend um ihre drei lebenden Welpen gelegt, die blind nach der Milch suchten, und sah mich schmerzvoll an.

Ich spürte, wie sehr auch sie litt.

»Was soll ich mit ihm machen?«, fragte ich.

»Begrab ihn, aber weit genug weg vom Brunnen.« Meine Mutter wandte sich ab, um das Stroh zusammenzukehren. Es war rot, weihnachtsrot. Wir alle hatten eine schwere Nacht hinter uns. Aber am schwersten war sie für den letzten der Welpen gewesen. Den in meinen Händen.

Ich presste ihn fest an meine Brust, so als hätte ich zwei Herzen, von denen aber nur eines schlug. Dann trug ich ihn fort vom Holzschuppen, hinein in das erste bleiche Morgenlicht. An unserem Blockhaus vorbei, zum Brunnen und zu dem Grab, das ihn dahinter erwartete.

Doch auf einmal blieb ich stehen.

Schaute zurück.

Und sah, auf der breiten Granitstufe vor unserem Haus: einen Eimer aus Holz, randvoll mit kaltem Wasser, das nur darauf wartete, sich nützlich zu machen.

Ich wusste nicht, was weiter passieren würde, doch ein kleiner Funke flammte in meiner Brust auf beim Anblick des Wassers, in dem sich grün und blau der Baum und der Himmel darüber spiegelten. Dieses Bild, so ruhig und so klar, sprach zu mir mit einer Stimme, die lauter war als die meiner Mutter, die jetzt in der Tür des Schuppens stand, die Arme voll mit blutigem Stroh, und sagte: »Nun geh schon, Ellie.«

Aber ich ging nicht.

Der Funke, die Flamme, die Stimme – all das zog mich zu dem Eimer, wo ich das Hündchen tief in das eiskalte Wasser tauchte und dort festhielt, bis ich spürte, wie es sich hin und her wand und zu strampeln begann.

»Ellie! Was machst du da?«, rief meine Mutter, ließ das Stroh fallen und kam mit schnellen Schritten auf mich zu.

Doch dann blieb sie stehen und machte große Augen, als ich den triefenden, zappelnden Welpen aus dem Wasser hob und wieder an meine Brust drückte.

»Er ist nicht tot«, sagte ich lächelnd. »Im Gegenteil.«

Da musste auch meine Mutter lächeln, wenn auch nur einen Moment lang.

»Dann gehört er dir«, sagte sie und bückte sich wieder nach dem Stroh. »Sieh zu, dass es so bleibt.«

Ich wusste nicht, wie sie das meinte, ob ich ihn am Leben halten oder ob er mein Hund bleiben sollte, aber für mich stand ohnehin schon beides fest.

Ich setzte mich auf die Stufe und trocknete den Welpen mit dem Saum meines Hemdes ab. Als ich sein glattes Fell aufraute, fing er an, schneller zu atmen – und auch ich atmete auf einmal schneller, in kurzen Stößen, so als hätten wir beide eine Weile keine Luft bekommen.

Dann brachte ich ihn zurück zu Maisie, die den Kopf hob und zusah, wie ich ihn zwischen die anderen Welpen legte und ihm zeigte, welche Zitze für ihn war.

Dann ließ sie den Kopf mit einem langen Seufzer wieder sinken.

Die Welpen sahen fast alle gleich aus. Dunkel. Vollkommen. Einer hatte eine weiße Vorderpfote. Einer war größer als die anderen. Der dritte hatte etwas helleres Fell, und auch mein Kleiner war leicht gescheckt und hatte eine weiße Schwanzspitze, so als hätte er den Schwanz wie einen Pinsel in Farbe getaucht. Daran konnte man ihn erkennen.

Aber ich brauchte dazu kein Merkmal. Ich war mir sicher, dass ich ihn immer sofort erkennen würde. Und ich war mir sicher, dass er *mich* erkennen würde.

»Ich muss mir einen Namen für dich ausdenken«, sagte ich zu ihm, während er anfang, sein neues Leben in großen Schlucken in sich aufzunehmen.

Genau das tat ich dann auch, während ich meine üblichen Morgenarbeiten verrichtete.

Während ich Rispengras aus dem Kartoffelfeld zog, entschied ich mich gegen *Shadow* (obwohl der Kleine dunkel war und der Name zu ihm gepasst hätte).

Während ich das Gras bündelte und für die Kühe beiseitelegte, dachte ich an *Possum* (weil er nicht wirklich tot gewesen war, nicht endgültig).

Während ich das Beet mit dem Frühspinat jätete, den wir im

Herbst ausgesät hatten, dachte ich an *Boy* (denn er war ja ein Junge) und an *Beauty* (schön war er auch).

Während ich Kleinholz bündelte, dachte ich an *Tipper* (wegen der weißen Schwanzspitze).

Aber schließlich – während ich das Holz in der Kiste neben dem großen Küchenherd stapelte – entschied ich mich für *Quiet*.

»Der Name gefällt mir«, sagte Samuel, mein kleiner Bruder, während wir unser Frühstück aus getrockneten Blaubeeren, feuergeschwärzten Kartoffeln und noch euterwarmer Milch zu uns nahmen. »Ein Name wie ein Herzschlag.«

»Wie ein was?«, fragte meine Mutter.

»Ein Name wie ein Herzschlag. Du weißt doch: zwei Schläge, ba-bum, ba-bum.«

Das wiederum gefiel *mir*.

Esther sagte: »Was für ein bescheuerter Name – Quiet.« Aber als meine große Schwester fand sie ohnehin alles, was ich tat, bescheuert. »Er haut dir ab, und du läufst ihm hinterher und brüllst die ganze Zeit ›Quiet!‹.« Sie schüttelte den Kopf. »Bescheuert.«

Ich war anderer Meinung, obwohl ich schon auch fand, dass Quiet ein merkwürdiger Name war. Aber ich hatte kein Problem damit.

Ich selbst war in mancher Hinsicht ebenso merkwürdig, mir gefielen merkwürdige Dinge. Fragen, die eine Antwort verdienten. Fragen wie die, die mich bald auf den Star Peak führen würden, zu einem Jungen, der ein Messer zum Singen bringen konnte, zu einer Hexe namens Cate und zu all den neuen Möglichkeiten, die ich in jenen seltsamen Tagen kennenlernen sollte. Gute Menschen. Böse Menschen. Alle hatten sie etwas mit der Flamme zu tun, die heller als je zuvor in mir aufleuchtete an dem Tag, als Quiet zur Welt kam.



Quiets Großmutter, eine sanftmütige Hündin mit Namen Capricorn, hatte ihr Leben dort begonnen, wo auch meines begonnen hatte – in einer Stadt, in der mein Vater eine Schneiderwerkstatt betrieb und meine Mutter als Musiklehrerin arbeitete. Das war vor dem Börsenkrach, durch den fast alle Menschen verarmten und der auch der Grund dafür war, dass wir auf den Berg zogen, den Echo Mountain.

»Aber wer ist denn zusammengekracht?«, hatte ich meinen Vater gefragt, als unser Leben immer mehr auf die Katastrophe zutau- melte.

Zu viele Menschen hätten mit ihrem Geld spekuliert, erklärte mir mein Vater, und seien dann in Panik geraten, als es so aussah, als könnten sie es verlieren ... Wodurch sie nur noch mehr verloren und verarmten, so wie auch wir.

»Das verstehe ich nicht.« Ich weiß noch, wie ich zu ihm auf- schaut habe, weil ich eine bessere Erklärung erwartete. »Haben wir denn mit unserem Geld spekuliert?«

Er schüttelte den Kopf.

»Aber warum haben wir es dann verloren?«

»Das haben wir nicht, jedenfalls nicht gleich. Aber Menschen, die kein Geld haben, bezahlen keinen Schneider, damit er ihnen Kleider näht, und sie kaufen auch keine neue Kleidung, solange die alte noch irgendwie passt.«

Mein Vater war mehr als nur ein guter Schneider. Seine Kleider passten uns wie eine zweite Haut. Und die Ranken und Blüten, die er in die Säume und Manschetten stickte, waren mehr als nur schön. Sie waren wie Signaturen. Signaturen auf Gemälden.

»Aber Mutter ist Lehrerin«, sagte ich. »Heißt das, die Leute sind jetzt auch für die Schule zu arm?«

Wieder schüttelte Vater den Kopf. »Nein, so meinte ich das nicht. Ganz im Gegenteil. Gerade jetzt würde mehr Musik allen Menschen unendlich guttun. Aber ich fürchte, Musik gehört zum Ersten, was aufgegeben wird, wenn eine Schule Geldsorgen hat. Und wir sind nicht die Einzigen, die aus der Stadt fortgehen. Die halbe Bevölkerung ist schon weggezogen. Entweder sind sie bei Verwandten untergekommen, oder sie sind ... ausgezogen und leben auf der Straße, im Freien, suchen nach Arbeit. Das wiederum bedeutet, dass weniger Kinder zur Schule gehen. Und so braucht die Schule nicht mehr so viele Lehrer wie früher.«

Auch meine Mutter wurde nicht mehr gebraucht.

So kam es, dass wir erst Vaters Geschäft verloren und dann unser Haus. Und schließlich das Leben, das wir gewohnt waren.

Da verstand ich auch den anderen Namen, den die Leute oft benutzten, wenn sie über die Wirtschaftskrise und den Börsenkrach sprachen. *Die Depression* nannten sie die Zeit. *Die Große Depression*. Damit meinten sie etwas Schreckliches, Dunkles.

Um das zu verstehen, brauchte ich meinen Vater nicht. Ich sah es im Gesicht meiner Mutter. Im Gesicht meiner Schwester. Selbst in den Augen meines Vaters, wenn auch schwächer, doch es war da, trotz allem.

Als wir die Stadt verließen, nahmen wir Capricorn mit, obwohl wir nicht einmal wussten, wovon wir uns selbst ernähren sollten, geschweige denn einen Hund.

Als wir an unserem kleinen Stück Berg ankamen, banden wir unsere neuen Kühe fest, stapelten unser Hab und Gut unter einer Plane, um es vor dem Wetter zu schützen, und lebten in einem wackligen Zelt, bis wir ein Blockhaus für uns gebaut hatten.

Unser neues Leben im Wald verwirrte die arme Capricorn völlig. Sie war immer dann am glücklichsten gewesen, wenn sie unter dem Küchentisch liegen konnte, während wir aßen, am Fußende eines Bettes oder in dem Garten, den wir vor dem Börsenkrach gehabt hatten. Aber jetzt hatten wir keine Küche mehr, keinen Küchentisch, keinen Garten, wo sie Trost finden konnte. Also ließen wir sie jede Nacht zu uns ins Zelt, wo sie es schaffte, uns ein bisschen Trost zu schenken.

Nachts warnte uns Capricorn, wenn ein Bär sich näherte. Vater ging dann mit einer Lampe hinaus, um ihn zu verscheuchen.

Capricorn war es auch, die bei jedem Gewitter zu zittern und zu winseln begann, so sehr, dass wir Übrigen uns im Vergleich mit ihr mutig fühlten.

Und es war Capricorn, die mir das ungewöhnlichste Geschenk brachte, das ich je bekommen hatte: ein winziges Lamm, aus Holz geschnitzt und mit einem Stück Faden am Hundehalsband festgebunden.

»Was hast du da?«, sagte ich, als sie eines Morgens, schon abgemagert, zwischen den Bäumen auf mich zukam. Zum ersten Mal im Leben musste sie jagen lernen, genau wie mein Vater. Aber sie hatte eben nur die Wahl zwischen Feldmäusen oder Bohnensuppe, und so jagte sie lieber.

Ich band das Lämmchen los und hielt es ans Licht.

»Wo hast du das her?« Ich blickte ihr in die Augen, doch sie hatte mir nichts zu sagen. Ich schaute mich zwischen den Bäumen um, sah aber nur meinen Vater, der dabei war, Pappeln zu fällen, Esther, die Feuerholz sammelte, meine Mutter, die einen Eimer Wasser vom Bach heranschleppte, und Samuel, der sich an ihrem Rock festklammerte.

Sonst niemanden.

Inzwischen hatten wir die anderen vier Familien, die in der Nähe siedelten, kennengelernt. Lauter gute, solide, strenge Menschen aus Maine, die noch das letzte Stückchen Bindfaden aufhoben und aus jedem Suppenknochen das Mark herausogen. Niemand von ihnen hätte sein Messer für eine Spielerei stumpf werden lassen.

Aber einen Fremden hätte Capricorn niemals so nah an sich herangelasen, dass er ihr etwas ans Halsband hätte binden können, also konnte es nur ein Mitglied jener Familien gewesen sein, das dieses kleine Geschenk geschnitzt und mit ihr hergeschickt hatte. Wer sonst?

Vielleicht hatten sie gehofft, dass Samuel es finden würde.

Aber ich wusste, er würde es im Schlamm verlieren.

Außerdem fühlte es sich so an, als wäre es für mich bestimmt.

Also schob ich es ganz nach vorn in einen meiner Sonntagschuhe, die für den Kirchgang, die ich vermutlich nie wieder tragen würde. Und erzählte niemandem davon.

Sollte das Rätsel je gelöst werden, dann nur von mir.

# 3

In unserem ersten Frühling auf dem Echo Mountain waren wir nass, schmutzig und müde und so ausgehungert wie die Tiere, die nach monatelangem Fasten aus ihren Winterquartieren kamen.

Der Bau unseres Blockhauses war unsere Arbeit, unser Spiel, unser Kirchengang und unser Schulbesuch. Die anderen Familien halfen uns bei den schwierigsten Tätigkeiten, so wie auch wir ihnen geholfen hatten, doch das meiste machten wir selbst, und das so langsam, dass ich manchmal schon dachte, wir würden nie wieder ein Dach über dem Kopf haben.

Samuel war noch zu klein, um eine große Hilfe zu sein, abgesehen davon, dass er uns zum Lachen brachte und unser Herz mit Liebe zu ihm füllte, was schon eine ganze Menge war. Manchmal muss ein Mensch gar nichts Besonderes tun; es reicht, wenn er einfach nur er selbst ist.

Esther und meine Mutter arbeiteten, so hart sie konnten – die einst so glatten Stadthände ruiniert, das Haar zerzaust. Nachts, wenn wir uns schlafen legten, hörte ich sie weinen. Sie schienen dem Berg selbst die Schuld für das zu geben, was Menschen ihnen angetan hatten.

Jeder wütende Sturm erinnerte sie an den Tag, an dem meine Mutter ihre Arbeit verloren hatte, an den Abschied von ihren Schülern, die ihr wie eigene Kinder ans Herz gewachsen waren.

Jeder heulende Kojote, der uns wach hielt, erinnerte sie an den

Tag, an dem mein Vater mit versteinerner Miene sein Geschäft geschlossen hatte, weil niemand mehr Geld hatte für schöne Kleider, für die Efeuranken, mit denen er jeden Saum und jede Manschette bestickt hatte.

Und jeder lang anhaltende graue Regen, der einen Weg in unser jämmerliches Zelt fand, erinnerte sie daran, dass wir unser Haus verloren hatten. Dass wir fast alles, was wir besaßen, verkauft hatten und nur das wenige, was übrig war, mitgenommen hatten, als wir die Stadt verlassen hatten – auf der Suche nach einer Möglichkeit zu überleben, bis die Welt wieder in ihren Normalzustand zurückkippte.

Doch ich gab dem Berg keine Schuld. Er war es schließlich, der uns rettete.

In den ersten Wochen lebten wir allein von wässriger Bohnensuppe mit Salz.

Kaninchen aßen wir, wenn es meinem Vater gelang, eines zu töten, aber in jenen ersten Tagen war er ein langsamer, ungeschickter Jäger, während die Kaninchen vom Echo Mountain schnell und flink und klug waren, sodass bei uns eher Schildkröte auf den Tisch kam als Kaninchen.

Doch weder meine Mutter noch Esther konnte sich daran gewöhnen, Opossum zu essen. Die waren zwar leicht zu fangen, waren aber fettig und schmeckten nach Wild und vor allem nach dem, was das Opossum selbst gefressen hatte. Ein hungriges Opossum frisst so gut wie alles. Aber auch ein hungriger Mensch tut das, und so aßen wir eben Opossum, wenn es nichts anderes gab.

Es war schwer. Alles. Vor allem für meine Mutter und meine Schwester, die in einer ständigen Mischung aus Furcht und Erschöpfung lebten und sich zurücksehnten nach dem Leben, das sie zurückgelassen hatten.

Für mich war unser erster Frühling auf dem Berg schon freundlicher.

Wie mein Vater, so liebte auch ich den Wald. Von Anfang an waren wir beide glücklich mit unserem unerwarteten Leben. Freuten uns über die unablässig heiteren Vögel. Über den Mond mit seinen schönen Flecken. Den Wind, der das Laub im Sonnenlicht schimmern ließ, frisch und froh. Und über die gemeinsame Arbeit an unserem neuen Zuhause.

Es gab Schwierigkeiten, aber es gab immer auch schöne Arbeiten, die wir gerne taten. Und so schafften wir es.

Doch dieses enge Band zwischen mir und meinem Vater und der Wildnis trieb einen Keil zwischen mich und meine Mutter und – vor allem – meine Schwester, die sich beide anscheinend von mir hintergangen fühlten, indem ich glücklich war, während sie es nicht waren.

Nichts an dem Leben auf dem Echo Mountain war für mich schwerer zu ertragen als diese Spaltung; der Gedanke, bedauern zu sollen, dass ich anders war. Aber mir wurde schon früh klar: Vielleicht würde ich meine Mutter vermissen und auch meine Schwester, vielleicht würde ich einsam sein, aber niemals würde ich traurig sein über das, was mich von ihnen trennte.

Ich liebte den Berg. Und ich liebte das, was der Berg in mir entzündete. Das war alles.

Aber einfach war es nicht.

Wenn ich noch einen weiteren Grund dafür brauchte, diesen neuen Ort zu lieben, dann erhielt ich ihn eines Morgens im Mai, als die ganze Welt summt und die Luft angefüllt war mit dem Duft des ersten Flieders.

Ich fand ihn in der Tasche meiner Jacke, die ich abends an einen Ast gehängt und vergessen hatte.

Mein Vater hatte sie mir noch kurz vor dem Börsenkrach genäht, hatte sie mit Frühlingsblumen bestickt und Knöpfe aus hartem Holz geschnitzt. So groß hatte er die Jacke zugeschnitten, dass ich hineinwachsen konnte. Ich trug sie, so oft es ging, bei jeder Arbeit, jedem Wetter, während Esther und meine Mutter ihre sorgsam in Packpapier gewickelt aufbewahrten und bei jedem Riss und jedem Fleck mit mir schimpften.

Als ich meine Jacke vom Ast nahm und hineinschlüpfte, fand ich in der Tasche ein perfekt geschnitztes Schneeglöckchen, das aus einer Blumenzwiebel spross, so schön und so zart, dass ich es an die Nase hob, weil ich Wiesenduft erwartete.

Dieses Mal suchte ich nicht den Wald um mich herum ab. Dieses Mal ließ ich meinen Blick vorsichtig von der Schnitzerei zu den Bäumen hinüberwandern.

Und da war es, mitten im Dickicht: ein Gesicht.

Von Blättern gerahmt, als wäre es selbst Teil einer Pflanze.

Und dann war es weg.

Ich blinzelte. Schaute genauer hin.

»Hallo!«, rief ich, doch niemand antwortete. So ließ ich das Schneeglöckchen zurück in meine Tasche gleiten und dachte den Rest des Tages an dieses Gesicht. Diese Augen. Die mich betrachteten hatten.

Von da an achtete ich genauer auf die Gesichter der Menschen, die auf unserer Seite vom Berg lebten, sah so prüfend hin, dass immer wieder jemand zu mir sagte: »Habe ich etwas zwischen den Zähnen?« oder: »Meine Frau hat noch eine alte Brille, probier's doch mal damit.«

Doch keines der Gesichter sah aus wie das, das ich gesehen hatte. Alle waren sie zu alt. Und aus keinem von ihnen sprach ... diese Einsamkeit. Also machte ich weiter wie bisher, arbeitete fleißig und

lernte an jedem Tag so viel, dass ich dachte, ich müsste aufgehen wie ein Maiskorn im Kessel. Gleichzeitig behielt ich immer den Wald im Auge, um zu sehen, ob mich vielleicht jemand beobachtete.

Als das erste Zimmer fertig war, zogen wir aus dem Zelt in unser Haus.

Ich erinnere mich noch: Es war Juni und wir froren nicht mehr, außer im dunkelsten Teil der Nacht. Mir reichte das.

Aber meine Mutter und Esther wollten, dass mein Vater einen Riegel an die Haustür machte, sodass sie uns jede Nacht einschließen und endlich in Frieden schlafen konnten. Trocken. Sicher. Eine massive Wand zwischen ihnen und der Wildnis.

Als unser erster Winter begann, hatten wir ein gemütliches, sicheres Heim mit vier guten Zimmern – eines für uns Kinder, eines für unsere Eltern, eines als Küche und eines für alles andere. Einen Rübenkeller für alles, was wir den Sommer über angepflanzt hatten. Einen Ort für einen Neubeginn. Die Kenntnisse, die wir brauchten, um uns in dieser neuen Welt zurechtzufinden. Und zumindest einige von uns wussten, dass ein Segen auf uns ruhte.

Doch das war vor dem Unfall meines Vaters, der alles veränderte.



# 4

»Mr. Peterson hat ein Reh geschossen«, sagte meine Mutter an dem Morgen von Quiets Geburt, als wir noch eine Weile bei einem Tee zusammensaßen. »Ellie, nach dem Frühstück gehst du mit Samuel hinauf und holst unseren Anteil.«

Seit das Wintereis geschmolzen war, hatte keine der fünf Familien am Westhang des Echo Mountain mehr die Möglichkeit, Fleisch frisch zu halten. Deswegen hatten wir vereinbart, unsere Beute zu teilen, die besten Teile bald zu essen und den Rest zu Trockenfleisch zu verarbeiten.

Jeder wusste, dass es dauern würde, bis unsere Familie wieder ein Tier erlegen würde. Meine Mutter war eine erbärmliche Schützin, sie hatte außerdem nicht die Zeit, ewig auf der Lauer zu liegen, bis ein Reh sich zeigte. Esther hatte Angst vor Gewehren. Samuel mit seinen sechs Jahren war noch zu jung, zudem war er für sein Alter recht klein.

Ich selbst war zwei entgegengesetzte Dinge zur gleichen Zeit. Zum einen hatte ich mich zu einem äußerst fähigen Waldmädchen entwickelt: Ich konnte jagen und Fallen stellen und fischen und ernten, so als wäre ich schon in diese Art zu leben hineingeboren worden. Zum anderen war ich aber auch ein Echomädchen: Wann immer ich einen Fisch erschlug, tat mir mein eigener Kopf weh und zitterte. Wenn ich ein Kaninchen in die Falle gelockt hatte, wusste ich, wie es sich anfühlte, gefangen zu sein. Wenn ich eine

Möhre aus der schützenden Erde zog, vermisste auch ich die Dunkelheit.

Es gab Zeiten, in denen mir diese zwei widerstreitenden Anteile das Gefühl gaben, gleichzeitig nach Osten und nach Westen gedehnt zu werden, meine Knochen schienen zu knarren und zu schreien, während sie alles taten, um wieder zusammenzufinden. Aber am Ende setzte sich der Hunger immer durch, und besonders mächtig ist der Hunger eines Bruders oder einer Schwester, einer Mutter oder eines Vaters. Vor seinem Unfall hatte Vater uns mit reichlich Fleisch, Feuerholz, Flussfischen, Fellen und manchmal auch mit Honig versorgt. Aber jetzt war ich diejenige, die Fische fing. Ich stellte auch Kaninchenfallen auf. Und wenn wir erst hungrig genug wären, dann, das wusste ich, wäre ich diejenige, die ein Stück Wild schießen würde, wenn es sein musste.

Ich hoffte, ich würde es nicht müssen.

Noch ein Grund für meinen Vater, endlich aufzuwachen.

Solange er schlief, zahlten wir für unser Fleisch mit Sahne und Butter und mit Gemüse, das die anderen Familien nicht anpflanzten: Kartoffeln vor allem, aber auch Möhren und Rote Bete. Zwiebeln und Pastinaken. Speise- und Steckrüben.

Außerdem machte meine Mutter die besten Haarschnitte weit und breit. Und sie nähte weiche Schuhe aus Leder, die sie mit Kaninchenfell fütterte, und tauschte sie gegen Dinge ein, die wir aus der Stadt brauchten: Ersatzteile für den Herd und die Wasserpumpe, Nähadeln und anderes, was wir nicht selbst herstellen konnten.

Da es in den fünf Familien außer Esther, Samuel und mir keine weiteren Kinder gab, konnte meine Mutter nicht anbieten, im Tausch gegen Fleisch oder Metall Unterricht zu geben. Und obwohl ihr Gesang wie ein laues Aprillüftchen war und ihr Mandolinenspiel selbst Engel verblüffen musste, weigerte sie sich, an diese Be-

gabungen wie an eine Währung zu denken. »Musik ist nichts, was man in einer Geldbörse mit sich herumträgt«, sagte sie. »Ich kann nicht die Tasche öffnen und sie einfach hervorziehen.«

»Die Leute würden alles dafür geben, dich singen zu hören«, sagte ich bald nach dem Unfall meines Vaters, als wir noch immer dabei waren, herauszufinden, wie wir ohne ihn unser Auskommen sichern könnten.

Aber seit wir in den Wald gezogen waren, hatte sie kaum noch gesungen, und seit Vaters Unfall gar nicht mehr.

Ich war erstaunt, dass etwas so Wildes, Schönes zum Schweigen gebracht werden konnte, vor allem an einem so wilden Ort wie einem Berg.

Ich vermisste jene Stimme. Jene Mutter.

Und das war noch nicht alles. Als sie aufhörte zu singen, hörte sie auch auf, uns drei an der Mandoline zu unterrichten. In der Stadt war dieser Unterricht ein so fester Bestandteil unseres Lebens gewesen wie der Kirchgang und die Schule. Aber während sie uns weiterhin Lesen, Schreiben und Rechnen beibrachte, überließ sie das Beten und die Musik uns selbst. Wir wussten jedoch, dass es ratsam war, die Mandoline, die meine Mutter beiseitegelegt hatte, nicht anzurühren.

Ich vermisste auch Capricorn, die ein Jahr nach unserem Umzug in den Wald gestorben war, kurz nachdem sie vier magere Welpen zur Welt gebracht hatte.

Sie war anscheinend leicht gegangen, so als hätte sie weniger Angst vor dem Sterben als vor dem Leben in der Wildnis, doch ich weinte lange und heftig, als wir sie begruben. Ich war auch diejenige, die die Welpen mit Kuhmilch großzog, bis sie alt genug waren, um verkauft zu werden (was mir ebenfalls das Herz brach). Und ich war diejenige, die wählen durfte, welchen der jungen Hunde wir behal-

ten würden, obwohl mein Vater entschieden hatte, dass der Welpen Esther gehören sollte, nicht mir.

»Vielleicht hilft ihr so ein Hündchen dabei, glücklicher zu werden«, hatte mein Vater mir zugeflüstert, als er die Kleine aus meinen Armen nahm. »Du und ich, uns geht es gut hier. Aber Esther braucht mehr.«

Also hatte ich den Welpen, dem ich über Wochen die Flasche gegeben hatte, meinem Vater gereicht und traurig zugesehen, wie meine Schwester die kleine Willow in Maisie umbenannte und sie zu einer Art Puppe machte, indem sie ihr aus einem Stoffstreifen eine Schleife um den kleinen Hals band, ihr das Fell bürstete, bis es glänzte, und ihr Befehle wie »Platz!« oder »Bleib!« beibrachte.

So wie Esther und meine Mutter ihre Haare im Nacken zusammenbanden und ihre Schuhe polierten und alles in ihrer Macht Stehende taten, um auch Samuel daran zu hindern, wie ein Kind der Wildnis aufzuwachsen.



Bis Quiet zur Welt kam, hatte ich schon etliche dieser seltsamen und wunderbaren Geschenke gefunden, die mir der Unbekannte hingelegt hatte, den ich zwischen den Bäumen gesehen hatte. Jedes von ihnen war winzig, jedes von ihnen großartig, wie eine Sternschnuppe.

Eines fand ich in Maisies Wassernapf, im Hof, gleich neben der Haustür.

Es war ein kleiner Hund, Maisies vollkommenes Ebenbild vom Kopf bis zum hochgereckten Schwanz mit dem weißen Flecken am Ende. So kunstvoll gearbeitet, dass ich die Figur ganz behutsam in der Hand hielt, so als wäre sie aus Zucker.

Dann schaute ich suchend auf. Drehte mich langsam um mich selbst wie der träge Zeiger einer Uhr, um wenigstens einen flüchtigen Blick zu erhaschen auf denjenigen, der den winzigen Hund für mich hingelegt hatte.

Dieses Mal sah ich eine Bewegung in einem Birkenwäldchen. Pfeilschnell schoss ich los, mit einem einzigen Ziel: diesmal mehr als nur ein Gesicht zu sehen.

Doch als ich den Birkenhain erreichte, fand ich nichts weiter als eine Stelle mit frisch zertretenen Zweigen neben ein paar hellen Holzlocken, die eben erst von einem Schnitzmesser gefallen waren.

Ich war enttäuscht. Aber ich war auch besorgt, dass ich alles ruiniert haben könnte, als ich so schnell losgerannt war.

Und tatsächlich, die nächsten Tage waren leer: keine neuen

Schnitzereien, kein flüchtiger Blick auf einen Menschen zwischen den Bäumen, und wieder bereute ich meine Ungeduld.

Ich nahm mir fest vor, denselben Fehler nicht noch einmal zu begehen. Stattdessen würde ich warten, achtsam sein und alles tun, um zu beweisen, dass ich eine zweite Chance verdient hatte.

Doch am Ende einer langen Woche des verwirrten Wartens beschloss ich, dass der nächste Schritt von mir ausgehen musste.

Also hängte ich, bevor ich zum Schlafen ins Haus ging, meine Jacke an denselben Zweig wie schon einmal.

Ich dachte, das könne wie eine Einladung aussehen. Wie ein Zeichen von Freundschaft. Eine Brücke. Doch als ich am Morgen hinausging, um meine Jacke zu holen, waren die Taschen leer.

Und ich fragte mich, ob die Jacke sich vielleicht zu sehr wie eine Falle angefühlt hatte.

Oder ob ich tatsächlich alles ruiniert hatte, indem ich in den Wald gerannt war wie eine Jägerin, die ihrer Beute folgt.

Als ich einen Monat später wieder ein Geschenk fand, war das wie ein leuchtender Sonnenaufgang nach tagelangem Regen.

Es war ein Vollmond und lag an dem Bach, zu dem ich jeden Tag als Erstes ging, um mir den Schlaf aus den Augen zu waschen.

Dieses Mal drehte ich mich nicht um. Ich küsste nur lächelnd das Mondgesicht und hoffte, dass mich jemand beobachtete. Dass irgendjemand sah, wie sehr ich dieses wunderschöne Geschenk liebte. Dann, bevor ich mich umwandte und nach Hause ging, rief ich laut: »Danke schön!« und: »Wer immer du bist, danke!«

Meine Sonntagsschuhe waren nicht groß genug, um mehr als das Lämmchen und das Schneeglöckchen aufzubewahren. Längst hatte ich ein hohes Bord im Holzschuppen abgestaubt und die Schnitzereien darauf aufgestellt, ganz hinten, wo niemand sie sehen konnte, der nicht auf einem Schemel stand.

Ich selbst sah sie auch nicht, während ich meinen täglichen Aufgaben nachging, aber ich wusste immer, wo sie waren, so wie ich wusste, dass die Sonne am Himmel stand. Und ich wusste: Auch der Freund, den ich noch nicht kannte, war ganz in der Nähe.

Wenn Maisie plötzlich die Ohren spitzte und den Wald anbellte, stellte ich mir jedes Mal vor, beobachtet zu werden, doch mehr als den Schatten eines Schattens sah ich nie. Wenn sie nachts bellte, lag ich wach und überlegte, was ich wohl am nächsten Tag finden mochte, im Kuhstall, im Holzschuppen, im Rübenkeller oder auf dem Pfad durch den Wald. All diese Orte waren meine festen Ankerpunkte während des Tages, wie die Punkte an einem Kompass.

Ich dachte an die kleinen Geschenke und sah sie als Hinweise, die mir Dinge verrieten über den Künstler und auch über mich selbst. Wer auch immer sie gemacht hatte, war freundlich und klug. Ich selbst war jemand, dem Dinge auffielen, die andere übersahen. Es gab einen Grund, weswegen ich diese kleinen Figuren immer fand, bevor irgendein anderer sie entdeckte. Die meisten Augen hätten solche kleinen, im Laub am Bachufer versteckten Kostbarkeiten aus Holz übersehen. Meine nicht.

Und es gab noch einen anderen Hinweis: Die Geschenke waren von vornherein für mich bestimmt gewesen, da war ich mir sicher. Wer auch immer die Figuren schnitzte, kannte mich also und war überzeugt, ich würde mich unbändig freuen, sie in allen möglichen Winkeln meiner Welt zu finden. Alle waren sie aus gutem, hartem Holz geschnitzt, alle beinahe lebendig: eine Milchkuh mit einem aufgestellten und einem flach anliegenden Ohr, eine bucklige Raupe, eine Eichel mit einer winzigen Feder an der Kappe, eine Meise, so rund und prall wie eine Pflaume.

Und dann, kurz nach dem Unfall meines Vaters, fand ich noch ein Geschenk.

Dieses Mal erkannte ich mich selbst im Holz.

Die kleine Figur stand auf dem Stumpf des Baumes, der meinen Vater um ein Haar umgebracht hätte.

Und ich fragte mich, ob es einen Zeugen gegeben hatte, der mit angesehen hatte, was an jenem schrecklichen Tag geschehen war.

Ob ich nicht die Einzige war, die die Wahrheit kannte.